

Leseprobe aus:

Kate Pepper

Einladung zum Sterben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

1

STEFAN LEHNTE SICH GEGEN DIE LADENTHEKE DER Eisenwarenhandlung. Er war der erste Kunde an diesem Tag und schaute zu, wie der Verkäufer zwei kupferfarbene Schlüsselrohlinge von einer Lochplatte an der Wand nahm. Der Verkäufer hatte ölverschmierte Finger, und Stefan konnte es kaum ertragen zu sehen, wie er die jungfräulichen Rohlinge damit berührte, die noch so glänzend und neu aussahen. Jetzt steckte der erste Rohling in der surrenden Maschine. In ein paar Sekunden gravierte sie Stefans Zukunft in seine Ränder: Einfach den Schlüssel ins Schlüsselloch stecken, und man war drin. Das konnte Tausende wert sein. Dann war der zweite Schlüssel fertig. Er bezahlte, stieg in seinen schwarzen SUV, der zerbeult und teilweise grau verblichen war, und raste nach Hause. Er musste die Originalschlüssel in Magnas Geldbörse zurückstecken, bevor sie aufwachte, und das würde bald sein. Dienstags putzte sie in zwei Haushalten. Da hatte sie wenig Zeit.

Rudy wartete schon an einem kleinen Tisch in der Ecke. Er war fast fertig mit dem Kaffee und dem Stück Zitronenbaisertorte, als Stefan endlich kam, Kaffee bestellte und sich zu ihm setzte. Auf dem Tisch konnte man noch die schmierigen Überreste des letzten Kunden erkennen – vermutlich von einem Marshmallow-Latte oder etwas ähnlich Klebrigem. Rudy

trank seinen Kaffee «unverfälscht», also schwarz und stark, und seit Stefan ihn im letzten Sommer in der Einrichtung getroffen hatte, hatte er es ebenso gemacht. Sie saßen nur bei Starbucks, weil all die anderen Cafés nacheinander zugemacht hatten, alle außer einem kleinen Laden im Einkaufszentrum, und Rudy und Stefan waren sich einig, dass Einkaufszentren grässlich waren. Viel zu viele Videokameras.

Stefan klimperte mit den glänzenden Schlüsseln, die an einem dünnen Metallring hingen. «Die alte Dame fährt morgen, und sie wird bis Samstag wegbleiben. Sie geht ihre Familie in New York besuchen. Es ist ja Thanksgiving. Das Haus ist dann leer, und bei ihr liegt immer eine Menge Bargeld herum.»

«Alarmanlage?»

«Nein. Sie findet, dass sie keinen Schutz braucht.»

Ein Lächeln breitete sich auf Rudys Gesicht aus. Er hatte sich gründlich rasiert, aber weil sein Bartwuchs so stark war, wirkte es immer so, als läge ein Schatten über seinen Wangen, sogar dann, wenn das Licht direkt darauf fiel. Er rasierte sich auch den Kopf, denn er hatte nicht mehr genug Haare, um seinem Gesicht gerecht zu werden – wenigstens hatte er es Stefan so erklärt. Rudy war schon um die vierzig, locker doppelt so alt wie Stefan.

«Jeder braucht Schutz», sagte Rudy, und die beiden Männer lachten. «Wie viel Bargeld hat sie denn so zu Hause rumliegen?»

«Eine ganze Menge, in großen Scheinen – Fünfziger, Hunderter. Magna hat sie in ihrem Schmuckkästchen gefunden. Eine ganz schön große Kiste, direkt auf ihrer Kommode, voller erstklassiger Stücke, die wir leicht versetzen können.»

«Kein Ehemann, kein Freund?»

«Witwe. Und kein Freund. Sie ist um die siebzig Jahre alt

und irgend so eine berühmte Schriftstellerin. Denkt, sie sei so ungefähr das Tollste seit der Mondlandung.»

«Magna findet das?»

«Nein, das denkt die alte Lady über sich selbst, sagt Magna. Fiona Carson. Schon mal von ihr gehört?»

«Ich lese fast nie.» Rudy trank seinen Kaffee so hastig aus, als hätte er noch einen Termin. Den er nicht hatte, jedenfalls musste er nicht zur Arbeit oder nach Hause. Auf Rudy wartete niemand, und gearbeitet hatte er seit zwanzig Jahren nicht, wenn man die Arbeit im Gefängnis nicht mitzählte. Er war immer wieder Gast im Knast gewesen, seit er ganz jung gewesen war. Wiederholungstäter: Einbruch, bewaffneter Raubüberfall, ebendas, was sie jetzt für Donnerstag planten. Die Sorte von Brot-und-Butter-Job, die einen ein, zwei Monate über Wasser hielt, wenn man Glück hatte.

Stefan bewunderte an Rudy vor allem, wie gut er alles plante. Er mochte es nicht, mit den Leuten verhandeln zu müssen, und brach nur in Häuser ein, wenn niemand da war. Als sie sich das erste Mal begegnet waren, hatte Stefan vom ersten Augenblick an gewusst, dass er eine Menge von Rudy lernen konnte, denn ihre Stärken und Schwächen ergänzten sich perfekt. «Deine Achillesferse ist, dass du so impulsiv bist», hatte der Richter gesagt, als er ihn im letzten Jahr für neun Monate hinter Gitter gebracht hatte. «Du musst das unter Kontrolle bekommen, hast du das verstanden?»

Gerötete Augen unter buschigen Augenbrauen, der alte Sack. «Die Liste deiner Straftaten – Brandstiftung, Einbruch und Alkoholmissbrauch – zeigt, dass du in deinen jungen Jahren bereits ein kriminelles Muster entwickelt hast. Es tut mir wirklich leid, das zu sagen, mein Sohn, aber du wirst zu einer Gefahr für die Gesellschaft.»

«Der erteile ich eine Lektion», sagte Rudy und setzte seine leere Tasse ab. «Die sollte sich wirklich eine Alarmanlage installieren lassen. Ist ja nicht so, dass sie sich das nicht leisten könnte. Geizige alte Kuh.»

Stefans Gelächter ließ ein Grinsen auf Rudys Gesicht erscheinen.

«Wann machen wir's?» Stefan schloss seine Finger fest um die Schlüssel und lockerte seinen Griff wieder etwas, als sich die scharfen Kanten in seine Handfläche bohrten. Seine Mutter hatte ihm immer gesagt, dass seine Hände zu weich seien, aber was hatte sie erwartet? Er hatte seine ganze Kindheit in der Schule oder über den Hausaufgaben verbracht, wenn auch ziemlich erfolglos. Alle in seiner Familie verdienten ihr Geld mit Kopfarbeit; Stefan war der Erste, der die College-Falle vermied und tatsächlich Geld verdiente. Es war wirklich kein leichter Job, das Geld in der Gesellschaft umzuverteilen, aber einer musste ihn ja machen.

«Um fünf Uhr, wenn es schon dunkel ist, damit die Nachbarn nichts sehen.»

«Hab ich dir denn das noch gar nicht gesagt? Sie wohnt am Ende einer einsamen Straße auf dem Land – keine Nachbarn.»

Rudys Augen weiteten sich. «Nein, das hast du mir noch nicht gesagt, du Trottel. Genau darüber rede ich doch die ganze Zeit. Du musst *nachdenken*. Keine Nachbarn – das bedeutet, dass wir keine Nachtschicht schieben müssen.»

«Sorry, Rudy.» Stefan drückte die Schlüssel wieder so fest, bis es wehtat.

Rudy stand auf und zog seine Lederjacke glatt. «Hol mich am Donnerstag um halb zwölf zu Hause ab, du Blitzmerker.»

MAY BRAUCHTE EINEN MOMENT, BIS SIE DEN HIRSCH bemerkte, der direkt vor der Kühlerhaube ihres Autos über die Straße sprang. Einen Moment, in dem sie tief in Gedanken versunken war. Einen Moment, in dem es in ihrem Bewusstsein nur die Windschutzscheibe gab, hart und glänzend, die sie von der beißenden Kälte der Novemberluft draußen trennte. *Glasierte Dunkelheit*, dachte sie, und genau in diesem Moment schnellte der Hirsch in ihr Blickfeld. *Eine Membran zwischen mir hier drinnen und all den Möglichkeiten, die außerhalb der engen Grenzen meines Lebens liegen.* Sie war auf dem Weg zu ihrer Mutter, um dort Thanksgiving zu verbringen. Juliana hatte sich auf dem Rücksitz zusammengerollt und schlief. May spürte zwei unterschiedliche und widerstreitende Gefühle: Erleichterung, dass sie Charlie zu Hause gelassen hatte, und gleichzeitig Angst, weil er nicht am Steuer saß wie sonst immer.

Ob ihre Mutter wohl erriet, warum May das Thanksgiving-Essen bei sich zu Hause in Brooklyn abgesagt hatte und zu ihr nach Waterbury fuhr und warum Charlie nicht mitkam? Wahrscheinlich hatte Fiona längst verstanden, dass Mays Erklärung – «Er muss noch ein Projekt für seine Ausstellung in der nächsten Woche fertigstellen, eine richtig große Sache, mit der er eine Menge Arbeit hat, und er wird dann erst morgen früh nachkommen» – nur eine Ausrede war. In den einundzwanzig Jahren ihrer Ehe hatte Charlie, der Bildhauer und daher zeitlich vollkommen flexibel war, keine einzige Minute irgendeines Feiertags verpasst. Es war geradezu undenkbar, dass Charlie mit seiner schillernden (egomanischen) Persönlichkeit nicht da sein würde, um jede

einzelne Minute in ein aufregendes und interessantes Erlebnis zu verwandeln. May fragte sich, ob Fionas Enttäuschung in Ärger umschlagen würde. Denn Fiona, eine gefeierte Schriftstellerin, und Charlie, der nun endlich als Künstler Bekanntheit erlangte, waren Seelenverwandte. May allerdings hatte das Gefühl, in ihrer Gegenwart zu ersticken. Vor einundzwanzig Jahren war sie vor ihrer Mutter, die immer alles an sich riss, in die Arme eines liebevollen jungen Mannes geflohen, der ihre eigenen Träume, Schauspielerin zu werden, nicht niedermachte. Vor einundzwanzig Jahren, bevor zwei Kinder und die ständigen Anforderungen einer Familie ihre Ziele in weite Ferne gerückt hatten. Die Bühne: Sie spürte immer noch ihre Anziehungskraft. Sogar jetzt, in der Dunkelheit hinter der Windschutzscheibe, konnte sie den Abglanz ihres einst jungen Selbst sehen, wie sie im Rampenlicht stand, die Hände offen, das Kinn ein wenig zur Seite gelegt, und auf ihr Stichwort wartete ... auf ihr Stichwort wartete.

Abends in der Maske zu sitzen und gleichzeitig das Abendessen für die hungrigen Kinder zuzubereiten – das ging eben nicht. Und man konnte auch nicht erwarten, dass der Ehemann jedes Mal einsprang, zumal seine Karriere nun mal an erster Stelle stand, denn er verdiente mehr, wenn auch nicht so viel, dass man sich einen Babysitter hätte leisten können. Oberflächlich betrachtet war es eine ganz einfache Gleichung.

«Er muss noch ein Projekt ... fertigstellen ... er wird dann erst morgen früh nachkommen ...» Charlie *würde* morgen kommen; das war nicht gelogen. Aber je länger sie darüber nachdachte, desto mehr war sie davon überzeugt, dass ihre Mutter den Unterton gehört haben musste. May hoffte, dass

Fiona ihre scharfe Zunge im Zaum halten würde, besonders vor Juliana. Sie wollte nur noch den Feiertag überstehen. Wenn dann am Freitag alles vorbei war und die ganze Familie vor der Abreise gemeinsam beim Frühstück saß – Stella, ihre Älteste, würde morgen früh vom College herüberkommen und ihr Freund Art später im Laufe des Tages folgen –, konnten Charlie und sie den anderen mitteilen, dass sie beide entschieden hatten, sich zu trennen.

Trennung. Das war der schmerzhafteste Gedanke, der in ihrem Kopf kreiste, als der Hirsch auf das Auto prallte – oder das Auto auf den Hirsch. Das wusste sie nicht so genau. Es kam so plötzlich. Ein riesiger Hirsch sprang direkt vor ihr auf die Straße, schien kurz hoch in der Luft zu verharren, das Geweih majestätisch emporgereckt, und dann war da dieser laute Schlag. Das Auto scherte aus, und sie stieg mit aller Kraft in die Bremse.

Sofort wandte sie sich zu Juliana um, die jäh erwacht war.

«Alles in Ordnung, Schätzchen.» Schon als sie es aussprach, hörte sie, wie unecht es klang. Wie konnte alles in Ordnung sein?

«Was ist passiert, Mommy?» Juliana rieb sich die Augen. Sie war neun Jahre alt, und ihr hübsches Gesicht hatte noch die weichen Züge eines Babys, aber man konnte schon die ersten Anzeichen des Erwachsenwerdens darin erkennen. Im Schlaf hatte sie ihre Frisur so stark zerwühlt, dass ihr langer brauner Pferdeschwanz unordentlich zur Seite abstand.

May beugte sich nach hinten, um ihre Hand auf das Bein ihrer Tochter zu legen. «Wir haben einen Hirsch überfahren.»

Juliana sah fassungslos aus, und May bedauerte schon, dass sie «wir» gesagt hatte.

«Ich hab ihn nicht rechtzeitig gesehen», erklärte May. «Er ist direkt vor das Auto gesprungen.»

«Ist er okay?»

May drehte sich wieder zur Windschutzscheibe um. Sie sah ein Stück von seiner Flanke und von seinem Geweih, das war alles.

«Warte hier.» Sie öffnete die Fahrertür. Sofort schlug ihr die eiskalte Landluft entgegen. Sie waren in Nord-Connecticut, in der Nähe von Waterbury, wo May aufgewachsen war und wo ihre Mutter immer noch lebte. Die Dunkelheit hier war fast vollkommen, nur die erleuchteten Fenster einiger entfernter Häuser und der Mond und die Sterne am klaren Himmel durchdrangen die Schwärze.

Der Hirsch wirkte riesig, wie er da reglos auf der Seite lag. Enttäuschung, Trauer, Reue überkamen May. Sie warf einen Blick auf das Auto, zu Juliana, die nun auf den Vordersitz geklettert war, um den Hirsch sehen zu können. Er war tot, aber Juliana konnte das vermutlich nicht erkennen. Alles, was so vollkommen reglos dalag, *musste* einfach tot sein.

Sie würde es Juliana sagen müssen. Was sollte sie nur mit dem Hirsch anstellen? Wie ging man in solchen Fällen vor? Sie konnte ja schließlich nicht einfach wegfahren, und das wollte sie auch gar nicht. Sie würde erst einmal den Notruf wählen.

Juliana machte die Beifahrertür auf und hatte gerade einen Fuß auf die Straße gesetzt, als der Hirsch plötzlich, in einer einzigen großen Bewegung, aufstand. Es geschah so schnell, dass Juliana aufschrie und May zurückwich. Der Hirsch richtete sich auf und sprang, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, über die Straße und den Grünstreifen direkt in den Wald.

Die Scheinwerfer beleuchteten die Stelle, wo der Hirsch gelegen hatte. May untersuchte den Asphalt nach Blutspuren und fand keine. Auch das Auto hatte offenbar nichts abbekommen, nur der Kühlergrill war leicht eingedrückt, das war alles. Ob der Hirsch innere Verletzungen davongetragen hatte? Aber diese Frage konnte sie auf keinen Fall mit ihrer neunjährigen Tochter besprechen.

«Es geht ihm gut!», rief Juliana. Im Scheinwerferlicht sah ihr zerzaustes Haar aus wie das Fell eines wilden Tieres, wie das eines Waldkobolds, der extra gekommen war, um die wundersame Auferstehung des Hirsches zu feiern.

«Ihm ist nichts passiert», sagte May und zog Juliana an sich.

«Es ist kalt.»

«Na komm, dann lass uns weiterfahren zu Oma.»

«Wenn sie schon schläft, können wir sie dann aufwecken und ihr erzählen, was uns passiert ist?»

«Sie ist bestimmt noch wach. Es ist noch nicht so spät.»

«Gut.» Juliana kletterte zurück auf den Rücksitz. May schlug die Wagentür hinter ihr zu, dann ging sie um das Auto herum und setzte sich ans Steuer.

«Vielleicht erzähle ich ihr nur die erste Hälfte der Geschichte und bewahre mir das Happy End für morgen auf. Darf ich das, Mommy?», fragte Juliana.

«So eine Geschichte musst du ihr schon im Ganzen erzählen, finde ich. Es ist doch schlimm, nicht zu wissen, was mit dem armen Hirsch passiert ist.»

CHARLIE GRIFF IN DEN KÜCHENSCHRANK, HOLTE ein Weinglas heraus und goss sich einen Schluck Pinot Noir ein. Er schmeckte zuerst ein wenig nach Himbeere, dann entfaltete sich eine leichte Vanillenote. Wenn May da wäre, würden sie sicher darüber reden. Statt der steinernen Stille, die in der Küche herrschte, würde irgendetwas Köstliches auf dem Herd brutzeln. Auch Juliana wäre da. Sie säße am Küchentisch und würde ihre Hausaufgaben machen oder ein Bild malen oder ein Liedchen schreiben oder eine Puppe anziehen – sie würde auf jeden Fall in der Nähe ihrer Mutter sein. Charlie wusste nicht, was er sich zum Abendbrot machen würde. Vielleicht würde er sich irgendetwas zum Mitnehmen besorgen und zurück ins Atelier gehen, um noch ein bisschen zu arbeiten.

Er mochte es nicht, wenn es zu Hause so still war. Ein Stadthaus in Brooklyn mit vier Stockwerken, und nun war es zum ersten Mal in den fünfzehn Jahren, seit sie es gekauft hatten, ohne fremde Mieter. Vor kurzem hatten sie es vollständig renovieren lassen, damit sie es nur für sich selbst nutzen konnten. Jetzt fühlte es sich an wie eine riesige, leere Höhle. Er war es einfach nicht gewohnt, hier allein zu sein. Vor zwei Stunden erst waren May und Juliana losgefahren, und seitdem war er schon zweimal durch alle vier Etagen gewandert und hatte nach etwas gesucht, das ihm das Gefühl von Zuhause gab – von einem Zuhause ohne sie. Wahrscheinlich lag es auch daran, dass es der Abend vor Thanksgiving war, weshalb er sich so einsam fühlte. Normalerweise konnte er eine ruhige Stunde in diesem Haus durchaus genießen. In diesem Haus mit seinen polierten Geländern, die sich in

elegantem Schwung von Etage zu Etage wanden, mit seinen Einbauschränken, die jede Unordnung säuberlich verbargen, und mit den teuren Lampen, die in der professionell eingerichteten Küche brannten, wo heute Abend keine Mahlzeit zubereitet würde.

Charlie setzte sich mit seinem Wein an den Küchentisch, nahm sich einen Teil der Tageszeitung vor und legte seine breite, mit Farbe beschmierte Hand über das Gewimmel der winzigen schwarzen Buchstaben, die jeden Versuch, gelesen zu werden, zunichtemachten. Er konnte jetzt nicht lesen, er konnte sich einfach nicht konzentrieren. May hatte ihn absichtlich zurückgelassen. Er wusste jetzt, dass eine ganze Nacht allein hier im Haus eine Qual sein würde. Ohne sie und die Kinder war dieses Haus nichts: kein Zuhause, nur ein leerer Ort. Die Kinder, nun ja ... Stella wohnte seit drei Jahren, seit sie zu studieren begonnen hatte, nur noch zeitweilig hier. Es war Juliana, die das Haus mit ihrem Geplapper und Getrappel füllte. Ihre Spielsachen, vor allem winzige Puppen und Malstifte, lagen überall herum. Fast konnte er Juliana und May hören, ihr Gelächter und ihr Geplauder. Als damals nur Stella da gewesen war, war es ähnlich gewesen. Sie hatten es die «May-und-Stella-Show» genannt – bis Juliana kam, als Stella schon zwölf gewesen war. Sechs Jahre lang war der Lärmpegel im Haus hoch gewesen, die emotionale Verbindung zwischen den dreien hatte fast Opernqualität gehabt. Er erinnerte sich noch gut an die machtvolle Energiewelle, die ihn jedes Mal erfasst hatte, wenn er abends heimkam – erst aus dem Büro und später aus dem Atelier, als er endlich begann, mit seiner Kunst Geld zu verdienen. Eine Energiewelle, bestehend aus Leben und Glück. Er hatte sich immer gefreut, zu seinen «drei Mädchen» heimzukommen. Später

dann waren es seine «zwei Mädchen» gewesen. Und jetzt war er allein.

Immer wenn er daran dachte, wie May und er entschieden hatten, sich zu trennen, fühlte es sich an, als ob eisige Finger seinen Magen zusammenpressten. Er konnte es nicht glauben, und es gefiel ihm überhaupt nicht, aber sie hatte ihn schließlich davon überzeugt, dass ihr die Ehe viel zu lange keine Luft mehr zum Atmen gelassen hatte. Es war nur eine Trennung auf Probe, redete er sich ein, und dann ließ auch der Druck im Magen nach. Es musste einfach auf Probe sein, denn es fühlte sich so falsch an. Charlie hob seine Hand von der Zeitung, und sein Blick fiel zufällig auf drei Worte – *Ge-
burtstagsfeier in Chelsea* –, und er beschloss, dass er May nicht gehen lassen würde, egal was passierte. Heute Abend würde er sie in Ruhe lassen, weil sie ihn darum gebeten hatte und er ja gesagt hatte, aber er würde seine Ehe nicht kampflos aufgeben. Über die Jahre hatte er bewiesen, dass er ein Mann mit vielen Fähigkeiten war. Was auch immer sie jetzt brauchte, er würde einen Weg finden, es ihr zu geben.

4

STELLA UND ART LAGEN KOPF AN KOPF, IHR LANGES braunes Haar vermischte sich mit seinem kürzeren und dunkleren. Er war zu einem Viertel Japaner durch seinen Großvater mütterlicherseits, von dem er die blasse Haut und das blauschwarze Haar geerbt hatte. Sie hatten sich gerade geliebt, aber es war nicht so wie immer gewesen. Stella hatte eigentlich eine Stunde eingeplant, um noch zu packen, bevor

sie zu ihrem letzten Kurs an der Uni musste, doch sie konnte sich einfach nicht aufraffen. Morgen war Thanksgiving, und Art und sie würden zunächst in unterschiedliche Richtungen abreisen, bis sie beide sich später bei ihrer Großmutter wiedersehen würden.

«Was jetzt?» Sie starrte an die schlecht gestrichene Decke ihres Wohnzimmerzimmers. Ihre nackten Beine waren mit seinen verschlungen. Wenn sie zusammen auf ihrem schmalen Bett lagen, wurde es einfach zu warm für eine Bettdecke.

«Wir werden eine Entscheidung treffen. Wir behalten es, oder?»

«Hör mal, Art.» Sie drehte den Kopf, um ihn anzusehen. «Ich glaube, wir sollten wirklich über eine Abtreibung nachdenken. Ich werde bald die Bewerbung für die juristische Fakultät abgeben, und du hast deine für die medizinische Fakultät auch schon fertig. Mit einem Baby würden wir uns ganz schön die Tour vermasseln, weißt du?»

«Es wäre ja nicht jetzt, sondern erst im Juli, um den Vierten herum, um genau zu sein.»

«Du hast wirklich schon den Geburtstermin ausgerechnet?»

«Du etwa nicht?»

«Unabhängigkeitstag.» Sie runzelte die Stirn. «Das ist mal eine echte Ironie des Schicksals.»

Er drehte sich zu ihr auf die Seite und stützte sich auf. «Heirate mich.»

Ihre gerunzelte Stirn glättete sich, und sie lächelte. Dann lachte sie. «Dich *heiraten*?»

«Nun sei mal nicht so romantisch, Stell.»

«Okay, aber mal ehrlich: Was ist das denn für ein Heiratsantrag? Wo ist da die Planung? Wo bleibt da meine *Zukunft*?»

«Und wo ist der Ring?» Er kicherte. «Erinnerst du dich an den Film *Mondsüchtig*, wo Cher sagt: «Und wo ist der Ring?» Das klingt genauso.»

«Jetzt bleib mal beim Thema, Arthur, bitte.»

«Okay, aber du machst mir Angst. *Das* macht mir Angst.» Er legte seine Hand auf ihren nackten Bauch, der weich und blass und flach war. «Ich will es. Ich will dich. Ich will uns. Ich finde, wir sollten die Gelegenheit nutzen und unsere Familie eben ein bisschen früher als geplant gründen.»

«Ein bisschen früher? Acht, zehn Jahre früher wohl eher. *Das* macht *mir* Angst.»

«*Primum non nocere.*» Er malte mit dem Finger einen Kreis um ihren Bauchnabel. Es kitzelte ein wenig, aber sie war zu abgelenkt, um darauf zu reagieren.

«Was bedeutet das?»

«Zuerst einmal nicht schaden.»

«Ach, Art, nun lass doch ...»

«Nein, ich meine es ernst. Ich habe lange darüber nachgedacht. Hippokrates lässt uns einen Eid leisten, wenn wir Arzt werden. Wir versprechen, zu helfen oder zumindest nicht zu schaden. Wie kann ich mit meiner ärztlichen Absicht, Menschen zu helfen und ihr Leben zu retten, eine Abtreibung vereinbaren?»

«Ärzte führen ständig Abtreibungen durch. Es ist Teil ihres Jobs.» Stellas Stimme klang scharf. Sie stand auf und ging nackt zum Schrank. Es dauerte ein wenig, bis sie ihren Koffer in der Unordnung fand. Sie warf ihn aufs Bett neben Arts Füße, öffnete ihn und begann, Kleider hineinzuworfen. Schließlich hielt sie inne und sagte: «Hör mal, Art – denkst du wirklich, dass sich Frauen ihr ganzes Leben von ihrer Biologie diktieren lassen sollen?»